

Titeldaten

Titel: Auslandsausgabe
Datum: Dienstag, den 29. Juni 1943
Band: 115
Ausgabe: 177, 29.06.1943 - Auslandsausgabe
Standort: Staatsarchiv Hamburg, Bibliothek
Signatur: n.n.

PURL: https://resolver.sub.uni-hamburg.de/kitodo/PPN1699277745_19430629AU

Rechtehinweis

Urheberrechtsschutz nicht bewertet.

Der Urheberrechtsschutz und sonstige Rechtsstatus des Objekts wurde nicht bewertet. Bitte prüfen Sie selbst, ob das Objekt urheberrechtlich geschützt ist und verwenden Sie es in diesem Fall nur im Rahmen gesetzlicher Erlaubnisse oder mit Zustimmung der Urheberin bzw. des Urhebers, falls dieses in Betracht kommt.



<https://rightsstatements.org/vocab/CNE/1.0/>

Ergänzender Hinweis

Möglicherweise benötigen Sie zusätzliche Erlaubnisse für die beabsichtigte Nutzung. Zum Beispiel, weil Persönlichkeitsrechte abgebildeter Personen zu beachten sind.

Nachnutzung

Zum Zwecke der Referenzierbarkeit und einem erleichterten Zugang zum Original bitten wir um folgenden Hinweis bei der Nachnutzung:

| *Original und digitale Bereitstellung: Standort + Signatur + PURL*

Bei der Weiterverwendung unserer Digitalisate freuen wir uns über eine kurze Mitteilung mit den bibliographischen Angaben und nach Möglichkeit auch über ein Belegexemplar der Publikation.

Kontakt

Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
- Carl von Ossietzky -
Von-Melle-Park 3
20146 Hamburg

digitalisierung@sub.uni-hamburg.de
<https://www.sub.uni-hamburg.de>

Hamburger Fremdenblatt



Bezugspreise: in Groß-Hamburg Ausgabe C (wochentags abends, sonntags morgens) 3,10 RM monatlich frei Haus (davon für den Kolporteur 51 Rpf.) bei Abholung 2,90 RM. Ausgabe A (mit ausführlichem Wirtschaftsteil) 4,30 RM monatlich frei Haus (davon für den Kolporteur 74 Rpf.) bei Abholung 4,10 RM. Halbbandabgabe, Ausgabe C 1,55 RM, Ausgabe A 2,15 RM (davon für den Kolporteur 25 v. bzw. 27 Rpf.) Bestellungen bei allen Kolporturen und beim Verlag. Die Kolporture erheben ihre Gebühren für eigene Rechnung und haben Vollmacht, die Zeitungsgeldern einzusetzen, so daß ihnen stets der Gesamtbetrag zu zahlen ist. Durch die Post Ausg. A 4,30 RM, Ausg. C 3,10 RM, Reichsausgabe B 2,08 RM mit einschließl. Postzeitungsgebühr für Ausg. A 30 Rpf., B u. C 28 Rpf. mit zuzügl. Zustellgebühr für Ausg. A, B u. C je 42 Rpf. Die Ausgabe B (wochentags abends, sonntags morgens) auch bei unseren Provinz-Zweigstellen zu 2,50 RM mit frei Haus. Im Ausland: Bezug durch die Postanstalten sowie durch den Verlag unter Streifenband

Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4. Annahme von Anzeigen stets vorbehaltlich der Genehmigung des Verlegers. Für das Erstellen der Anzeigen sind bestimmte Tages- und Plätzepreise festzusetzen. Die Anzeigen müssen bis zum 10. Uhr am Vortage bei dem Verleger vorliegen. Die Anzeigen müssen in deutscher Sprache abgefaßt sein. Die Anzeigen müssen in deutscher Sprache abgefaßt sein. Die Anzeigen müssen in deutscher Sprache abgefaßt sein.

Ausland-Ausgabe v Nr. 177 Dienstag 29. Juni 1943 115. Jahrgang 2. Vierteljahr 15 Pt.

Kampf um die Macht des USA-Präsidenten

Geistige Front

Wer im Kampf steht, muß von Zeit zu Zeit versuchen, durchzustößen durch das Gestrüpp der Tagesereignisse, um wieder die große Orientierung zu gewinnen. Eine noch so kluge Taktik kann nicht mehr als Teilerfolge bringen; die Entscheidung herbeizuführen, ist Sache der strategischen Planung. Dieses Gesetz gilt nicht nur für das Gebot des Militärischen, sondern ebenso zwingend für das des politischen Kampfes, der in diesem zweiten Weltkrieg eine noch größere Rolle spielt als im ersten und für den Ausgang des großen Ringens von ausschlaggebender Bedeutung sein wird. Der europäische Journalistenkongreß in Wien, der soeben zu Ende gegangen ist, stellt eine solche Besinnung auf die geistig moralische Lage dar, in der sich Europa in seinem Kampf um Selbstbehauptung befindet. Er war der großartige und, wie man mit Genugtuung feststellen darf, in vollem Umfang gelungene Versuch, sich Rechenschaft zu geben über unsere sittlichen Kräfteverhältnisse, die geschildert werden aus dem Bewußtsein der Gerechtigkeit unseres Kampfes.

Aus Geschichte, jüngster Vergangenheit und Gegenwart ist ein ungeheures Material zusammengetragen worden, das die Stellung des von der Achse geführten Europa in diesem Kriege als moralisch unanfechtbar erkennen läßt und die Kriegsziele unserer Gegner schlechthin als verbrecherisch kennzeichnet, als verbrecherisch, weil sie einen Verrat an Europa bedeuten, dem Erdteil, von dem durch Jahrhunderte und Jahrtausende alle entscheidenden Impulse für den Fortschritt der Menschheit ausgegangen sind. 400 Journalisten aus 21 Ländern werden dieses Material in Zukunft wie ein Arsenal schlagkräftiger moralischer Waffen verwenden.

Die richtunggebenden Reden waren die von Alfred Rosenberg und Dr. Dietrichs. Mit tiefstehender Gründlichkeit leuchtete Rosenberg hinein in die Hintergründe eines geistigen Umbruchs, den wir an dem Beginn einer neuen Epoche durchleben. Seine Worte waren eine flammende Anklage gegen den jüdischen Bolschewismus und die ebenso jüdisch geführten Plutokratien Englands und der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Die Ausführungen Dr. Dietrichs bildeten dazu eine fruchtbare Ergänzung. Er fügte der Anklage einen aufreißenden Appell zu entschlossener geistiger Abwehr hinzu. Wie auf politischem, militärischem und wirtschaftlichem Gebiet die Kräftebildung Europas immer wirksamer in die Entscheidung tritt, so wird dieses geeinte Europa auch in der Sphäre des Geistigen in Zukunft immer tatkräftiger seine Positionen zu verteidigen und die des Gegners zu erschüttern wissen.

Nicht um die Taktik des Kampfes ging es diesen beiden Männern, sondern um die Herausarbeitung der großen Linie, um die standfeste Unterbauung der eigenen Position. Es ging darum, sich der Idee und der ungemessenen Kraft Europas in einem höheren Sinne bewußt zu werden, die letzte Aufgabe des gegenwärtigen Kampfes zu erkennen und die gewonnenen Einsichten zu einer vernichtenden Anklage zu verdichten. Der Journalismus Europas hat sich ausdrücklich dazu bekannt, daß er seine Arbeit nicht als Geschäft, sondern als eine Mission aufzufassen. Von Wien ist der Ruf ausgegangen, der nun in ungezählten Städten von 21 Ländern unermüdlich widerhallen wird: Europa erwache; denn deine Niederlage wäre der Untergang aller menschlichen Kultur, die Sieg aber der Aufstieg einer neueren, besseren, weil gerechten Welt.

Es hat während der Dauer des Kongresses viele Episoden von starker Eindringlichkeit gegeben. Zu den wichtigsten gehört unzweifelhaft das schlichte Zeugnis Knut Hamsuns. In einem treffenden Wortbild hatte Dr. Dietrich in seiner Rede die dichterische Kraft des großen Norwegers als „stille Gewalt“ gekennzeichnet. Diese stille, aber überwältigende Gewalt ging auch von seiner Ansprache in Wien aus. Sie war so schlicht wie seine Dichtungen, aber sie war wie diese angefüllt mit der ganzen Überzeugungskraft abgeklärter menschlicher Weisheit, sie enthielt wie diese die geläuterte Erfahrung eines langen, geistig kämpferischen edlen Lebens, sie war kristallklar in ihrer Schlußfolgerung und die dialektische England muß auf die Knie. Der Journalismus Europas wird diese Kampfpole unermüdlich in alle Herzen einhämmern.

Der Kongreß gegen den Demagogen

Berlin, 28. Juni

A. H. Zweimal während der abgelaufenen Woche haben sich die beiden Häuser des Kongresses der Vereinigten Staaten bei Abstimmungen über hochwichtige Gegenstände der inneren Politik des Landes in einem offenen Gegensatz zum Präsidenten gestellt. Nachdem der Präsident von seinem Vetorecht Gebrauch gemacht und die Inkraftsetzung der Antistreibvorlage des Kongresses unterlassen hatte, berief sich dieser auf das letzte Rechtsmittel, das in der Verfassung vorgesehen ist, und machte durch eine nochmalige, mit demonstrativer Plötzlichkeit veranstaltete Abstimmung das Veto des Präsidenten unwirksam. Damit ist die Antistreibvorlage gegen den erklärten Willen des Präsidenten Gesetz geworden. Der zweite Konflikt zwischen Kongreß und Weißem Haus wurde durch Roosevelts Vorlage über die Auszahlung von bundesstaatlichen Subventionen an die Farmer hervorgerufen. Hierbei vollzog sich das umgekehrte Schauspiel, indem nämlich der Kongreß durch seine Abstimmung die Inkraftsetzung einer Vorlage des Präsidenten verhielt.

Die beiden Ereignisse der amerikanischen Innenpolitik sind zu bedeutsam, als daß sie nicht einer Durchleuchtung der Hintergründe bedürften. Zunächst erweist sich an ihnen, daß Roosevelt ungeachtet aller Kriegsvollmachten, die ihm ausgestellt wurden, nicht in der ungehemmten Willkür regieren kann, die er wohl nötig hätte, um die Vereinigten Staaten auch innenpolitisch ganz nach seinem Wunsch zwischen den Klippen des jetzigen Notstandes hindurchzuführen. Der Kongreß, der sich von jeher als der Siegelbewahrer der konstitutionellen Freiheiten des Landes fühlte, ist gegen die Exekutive aufgestanden, und zwar gerade in solchen Fragen, die für den Aufmarsch der Parteien zur Präsidentenwahl des nächsten Jahres das allergrößte Interesse beanspruchen.

Es zeigt sich ferner, daß die Neuwahl zum Kongreß, die im vergangenen November stattfand, das Weiße Haus der sicheren parlamentarischen Stütze beraubte, die es bis dahin besessen hätte. Nominell verfügt zwar die demokratische Regierungspartei noch über eine knappe Mehrheit in beiden Häusern des Kongresses, aber auch nur nominell. Es gibt nämlich eine starke demokratische Abgeordnetengruppe vornehmlich südstaatlicher Herkunft, die mit den republikanischen Abgeordneten als den Erben der kapitalistischen Tradition des Landes die leidenschaftliche Abneigung der staatssozialistischen Politik des Präsidenten teilt. Je mehr der Krieg sich in die Länge zieht, um so viel mehr sind diese Kreise von der Sorge erfüllt, daß Roosevelt und seine Ratgeber den Notstand des Krieges und die staatliche Lenkung der Produktion dazu benutzen werden, um ihre staatssozialistischen Programmziele immer tiefer in das nordamerikanische Wirtschaftssystem hineinzuzwingen.

Deshalb hat diese konservative, sich aus beiden Parteien rekrutierende Mehrheit die Antistreibvorlage gegen den Präsidenten durchgepeitscht und dessen Subventionen für die Farmer zu Fall gebracht. Auf dem Papier ist Roosevelt damit zum ersten Male seit 1933 der Vertreter einer parlamentarischen Minderheit geworden. Wenn der Kongreß die Präsidentenwahl des Jahres 1944 zu vollziehen hätte, so würden damit auch die Siegesaussichten Roosevelts bedenklich herabgemindert sein. Der Präsident wird aber nicht durch den Kongreß, sondern durch das Volk der Vereinigten Staaten gewählt, in dem die Arbeiter und Farmer einen großen Prozentsatz ausmachen. Deshalb ist es ratsam, die nominellen Niederlagen Roosevelts im Licht der tatsächlichen innenpolitischen Kräfteverhältnisse zu beurteilen. Das meiste, was in Nordamerika geschieht, die Reden, die dort gehalten werden, und die Gesetze, die man beschließt oder vorschlägt, werden immer nur dann in ihrem richtigen Wert erkannt, wenn man sie als taktische Einzelheiten wahlpolitischer Manöver zur Gänze der Massen bewertet. Roosevelts inneramerikanische Erfolge beruhen in erster Linie auf der Gerissenheit des Demagogen, der sehr viel mehr als seine Vorgänger verstanden hat, sein ganzes Handeln auf das Gesetz der innenpolitischen Taktik abzustellen. Das kann man auch in dem Konflikt beobachten, der zwischen Kongreß und Weißem Haus ausgebrochen ist.

Ohne Frage nützt es dem Manne im Urteil der arbeitenden Massen, wenn er sich den Anschein gegeben hat, als stimme er mit der Antistreibvorlage des Kongresses nicht überein — einer Antistreibvorlage, von der er ja wußte, daß sie auch über den Kopf des Präsidenten hinweg durch eine nochmalige Abstimmung in Kraft gesetzt werden konnte. Desgleichen hat er sich den Farmer dadurch angenehm gemacht, daß er Subventionen für sie in Vorschlag brachte, von denen er wiederum wußte, daß sie doch nicht gebilligt werden würden. In beiden Fällen hat der Präsident mithin den Kongreß in den Ruf einer reaktionären, massenintendlichen und kapitalistischen Körperschaft hineinmanövriert.

Die Schwierigkeiten, die Roosevelt aus diesem Konflikt erwartet hat, dürfen dennoch nicht übersehen werden. Die Antistreibvorlage ist jetzt Gesetz, und wenn es zu einer neuen, großangelegten Streikbewegung kommen sollte, dann könnte der Präsident gerade auf den Weg gezwungen werden, auf den ihn seine Gegner im Kongreß haben wollen, nämlich auf den Weg des Einschreitens gegen die unbefähigten Massen mit bewaffneter Gewalt. Die Farmersubventionen aber waren ein Eckpfeiler des Roosevelt-Programms gegen die immerfort drohende Inflation. Sie sollten die Lebensmittelpreise niedrig halten und auf diese Weise eine Lohnbewegung unter den Arbeitern verhindern. Die Ablehnung der Subventionen aber zwingt den Präsidenten, den Möglichkeiten einer sozialen Kaufkraftkrise ins Auge zu blicken. Alles in allem: Die Vereinigten Staaten sind in diesem Krieg weit davon entfernt, innenpolitisch auf das eine Ziel der Kriegführung ausgerichtet zu sein. Der kommende Wahlkampf verspricht eine ständige Zunahme der inneramerikanischen Auseinandersetzungen.

USA in Afrika

Meldung unseres Vertreters

Madrid, Ende Juni

In Dakar kam es in den letzten Tagen zwischen den französischen und amerikanischen Behörden zu ersten Auseinandersetzungen. Die Franzosen machten den Amerikanern Vorwürfe, daß aus den USA statt der versprochenen Lebensmittellieferungen ständig Transporte mit technischem Gerät aller Art ankämen, während die Bevölkerung vor einer Hungersnot stünde. Während die Amerikaner in aller Gemütsruhe umfangreiche Pläne für die Ausbeutung des Landes wirtschaftlich auszubeuten. Die Amerikaner haben darauf geantwortet, daß sie im Begriff seien, alle Voraussetzungen für ein wirtschaftliches Aufblühen des Landes zu schaffen und daß damit auch die Lebensmittellieferung gefördert werde. Daß es den französischen Kolonien an Lebensmitteln mangle, sei nicht die Schuld der Amerikaner, sondern liege an der jahrzehntelangen Miwirtschaft der Franzosen, die sich jetzt in ihrem ganzen Ausmaß auswirke. Die Amerikaner hätten zurzeit keine Möglichkeit, Lebensmittellieferungen aus den USA herbeizuschicken, aber sie würden alles tun, um für die Zukunft den Lebensmittelmangel zu bannen, denn Afrika sei ein Erdteil, der sich nicht nur selbst ernähren könne, sondern noch einen Teil der übrigen Welt versorgen müsse. Die Amerikaner haben hier offen ausgesprochen, daß es ihnen vollkommen gleichgültig ist, was im Augenblick aus der französischen Zivilbevölkerung wird. Sie arbeiten über die Köpfe der heutigen Generation hinweg auf lange Sicht. In einem Artikel des „New York Daily Mirror“ hieß es kürzlich: „Afrika ist das Land, das wir erschließen müssen. Die blühenden Afrikaner stürzen sich auf Elfenbein für Billardkugeln und auf Gold und Diamanten für Schmuckstücke, während dieser Erdteil ungeachtet echter Reichtümer birgt. Das Ackerland vermag die hungrigen Mäuler zu sättigen, die selbst die großen Räume Rußlands und der Vereinigten Staaten nicht füllen können, und die Erze unter der Erde Afrika herbeizubringen bald unter den veralteten Methoden der Afrikaner.“

Die Amerikaner haben für die Materialtransporte nach Westafrika von Dakar bis Guinea Schiffsraum zur Verfügung zu machen. Die Yankeser hat Augenmerk auf den Aufbau von Flugverkehrs- und Eisenbahn- und Autobuslinien. Sie haben bereits zahlreiche Routen in Angriff genommen, und das Tempo, das sie dabei an den Tag legen, beweist zur Genüge, daß sie Projekte von kontinentalem Ausmaß durchzuführen gedenken. Amerikanische Zeitungen berichten, daß es schon jetzt möglich sei, von Brasilien über Guinea nach Ägypten in drei Wochen zu reisen. Es werden Abzweigungen nach Norden (Algier), nach Südosten (Massaua-Kombassa) und Süden (Durban) gebaut. Die Luftverbindungen sind bereits auf allen diesen Linien durchgeführt, während die Autobusstreifen erst zum Teil fertiggestellt wurden. Bis zum Kriegsbeginn haben größere Eisenbahnlinien fast nur im Mittelmeergebiet (Atlas, Ägypten), in Südafrika und Oberguinea bestanden. Die Strecke Kairo-Kapstadt, die noch im Bau war, wird in aller Eile fertiggestellt und erweitert. Die Ost-Westverbindung Lohito-Katanga-Beira, die vor Kriegsausbruch schon fertig war, wird im belgischen Teil weiter ausgebaut und erhält zahlreiche Nebenlinien. Der berichtigte amerikanische Schiffsbauer Kayser, der selbst in seinen Kreisen nicht den besten Ruf genießt, hat angeblich für die Afrika-Luftlinien ein neues Transportflugzeug konstruiert, das er Stolz das „Wüstenschiff“ nennt und das in der Lage sein soll, 60 Tonnen Last zu befördern und dabei eine Geschwindigkeit von 300 Kilometer zu entwickeln.

In Dakar wurden große Baubüros eingerichtet, in denen die weiteren technischen Pläne durchgeführt werden. Die Ingenieure haben bereits ein riesiges Projekt für die hydroelektrische Ausbeutung des afrikanischen Kontinents ausgearbeitet, das ihnen als Vorbereitung für die weitere wirtschaftliche Erschließung Afrikas erscheint. Mieneningenieure sind im Begriff, die mineralogischen Reichtümer der afrikanischen Gebiete aufzunehmen und Kostenvoranschläge für die Erschließung zu machen. Im Vordergrund steht dabei auch die weitere und intensivere

Die britisch-amerikanischen Flugzeugverluste schwer

Stockholm, 28. Juni

Das USA-Kriegsinformationsamt gibt nach einer Washingtoner Meldung die schweren anglo-amerikanischen Flugzeugverluste bei den Angriffen auf das Reichsgebiet zu und begründet sie mit einer zunehmenden Konzentration der Verteidigungsstreitkräfte. Nach in London eingegangenen Berichten seien in den in Frage kommenden Gebieten starke Jagdfliegerkräfte und zahlreiche Flugabwehrkanonen zusammengezogen worden. Diese Verstärkung der Verteidigung, so sagt das Informationsamt, hatte ihren Erfolg: Die Verluste der Angloamerikaner in der abgelaufenen Woche waren schwer. In der Mitteilung wird schließlich von dem dabei eingetretenen Verlust von 1500 gut ausgebildeten Leuten gesprochen, wobei natürlich zu bedenken ist, daß es sich entsprechend der Gepflogenheiten der nordamerikanischen und englischen Informationsstellen nur um Teilgeständnisse handelt.

Rom auf Luftterror vorbereitet

Rom, 28. Juni

Rom selbst, so erklärt Guido Baroni im „Popolo di Roma“, ist auf Luftangriffe vorbereitet, wie sie gerade in den letzten Tagen durch die Feindpresse wieder unter dem Vorwand vertreten wurden, militärische Ziele zu treffen. Die Römer werden in diesem Fall denselben Heldennut beweisen, wie die Bevölkerung der anderen italienischen Städte. Unser Haß gegen den Feind, so fährt Baroni fort, wird uns solche Kraft verleihen, daß wir jeden Angriff um jeden Preis zurückschlagen. Wenn die fliegenden Gangster kommen, soll es uns nicht wundern. Wir sind bereit und kampfbereit. Das faschistische Italien, das der Feind nicht liebt,

Schiffsrümpfe aus Gummi

Bandung, 28. Juni

Wie Domei meldet, hat sich ein neuer Plan zum Bau von Segelschiffen aus Gummi für den Transport von Frachten aus den Südgebietern nach Japan unter der Aufsicht der japanischen Verwaltungen bewahrt. Versuche zum Bau von Gummischiffen wurden seit Februar in einem Hafen von Java durch die Handelsgesellschaft Süd durchgeführt, wobei durch eine besondere Behandlung des Rohgummis Kiel und Schiffsrümpfe von verschiedener Stärke hergestellt wurden, die dem Druck Widerstand leisten können. Diese Schiffe sollen beladen von Motorschiffen nach ihren Bestimmungshäfen geschleppt, abgewrackt und dann zu verschiedenen Gummierzeugnissen verarbeitet werden.

Hungersnot in Indien

Bangkok, 28. Juni

In Indien ist eine weitere Verschärfung der Lebensmittellage eingetreten. Die Reiserationen, die bisher mit 75 v. H. des Normalverbrauchs festgesetzt waren, wurden am 27. Juni auf 50 v. H. herabgesetzt. In einer Bekanntmachung der Regierung wird darauf hingewiesen, daß auf Grund der Hungersnot in ganz Indien zusätzliche Lieferungen von Nahrungsmitteln nicht gemacht werden könnten. Es sei außerdem von Bedeutung, daß der Burma-Reis für Indiens Belieferung ausfalle.

Auf Befehl Moskaus

Meldung unseres Vertreters

b-d. Stockholm, 28. Juni

Während sich die innenpolitischen Sorgen vor dem USA-Präsidenten aufhäuften, traf im Weißen Haus ein Telegramm Stalins als Antwort auf das Telegramm Roosevelts zum zweiten Jahrestag des deutsch-sowjetischen Krieges ein. Darin ermahnt der bolschewistische Kampfgenosse in höchst eindeutiger Weise an die Erfüllung des Zweite-Front-Versprechens, das Roosevelt im Namen Nordamerikas dem sowjetischen Volk gegeben habe. Um Moskau gefällig zu sein, hat Roosevelt eine gründliche Reinigung des Außenamts von allen Beamten angeordnet, die den Sowjets nicht genehm sind. So wurde der bisherige Chef der Abteilung Sowjetunion des Washingtoner Außenamts, Loy Henderson, der dem bolschewistischen Botschafter nicht paßte, von seinem Amt entfernt und zum Gesandten der USA im Irak ernannt. Das gleiche Los teilte der Chef der europäischen Abteilung des Außenamts, Ray Atherton, der zum Minister in Kanada bestellt wurde. Der amerikanische Kommentator Johannes Steel läßt keinen Zweifel, daß dieses Revirement im USA-Außenamt auf Wunsch Moskaus erfolgt ist.

Das Schloß an der Donau

Auffsührung im Staatlichen Schauspielhaus

Alois Johannes Lippel, der „Pflingstorgel-Lippel“, der „Hollendauer Schimmel“-Lippel, schon im „Engel mit dem Säntenspiel“ auf dem Marsch vom urwüchsig frischen bayrischen Bauernum zu den feinen Leuten mit den differenzierten Gefühlskomplexen, ist nunmehr bei den Schloßbesuchern in Ranzell, dem „Schloß an der Donau“, wie Lippels neueste Komödie heißt.

Der große Marbacher hat das Wort gesprochen, hat es geschrieben und drucken lassen, schwarz auf weiß, und wir, die wir unsern Friedrich Schiller noch, wenn wir mitten in der Nacht aus dem Schlaf geweckt werden, aufzusagen können, haben es im Gedächtnis behalten: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.“ Der Volksmund, der es sich nicht nehmen läßt, gelegentlich auch seine Dichterfürsten zu korrigieren, wandelt mitunter die größern Zwecke in die „höheren Ziele“ um. In Ehren der Volksmund. Und erst recht das Wort eines Klassikers in Ehren! Uns, die wie in Pietät und Takt aufzuerzogen wurden, fällt es schwer, an irgendeinem Wort Schillers, zumal wenn es büchermächtig geflügelt ist, zu zweifeln. Der ehemalige Karlsschüler wußte ja so vieles.

Er kannte die Niederlande und ihren Abfall. Seit dem „Don Carlos“ war ihm Spanien vertraut wie seine Westentasche. Auch die Schweiz kannte er, wenn auch nur aus Bilderbüchern und dicken Wälzern. Und in so manchem Schloß war er zu Hause: etwa in dem zu Eger, wo sein großer Rebell Wallenstein sich anschiekt, einen langen Schlaf zu tun. Aber ... er kannte nicht das Schloß an der Donau. Und er, der mit so vielen großen und berühmten Leuten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen, wie dem König Philipp, dem Scharfschützen Tell, dem Räuberhauptmann Moor oder der Jungfrau von

Orléans vertrauten, freilich vorwiegend geistigen Umgang pflegte, kannte nicht Herrn Lippel, Alois Johannes Lippel, der, nachdem er von seinem Hollendauer Schimmel gestiegen und nicht mehr pflingstorgel, nun in einem Schloß angelangt ist und damit eigentlich zu den Arrivierten zu zählen wäre. Hätte Schiller ihn und sein Schloß an der Donau gekannt, so hätte er vielleicht das oben zitierte Wort in seinem Busen gern bewahrt. Ein Schloß ist sicherlich in der Meinung vieler Leute ein wenig nicht hohes, so doch höheres Ziel. Auch könnte man es zur Not vielleicht unter die größern Zwecke rubrizieren. Ob Lippel daran gewachsen ist, erscheint allerdings fraglich.

Man hat den Eindruck, daß er sich auf dem Schloßparkett noch nicht so heimisch fühlt wie auf der Hollendauer Bauernerde. Vorerst bewegt er sich noch tastend und ein wenig unbeholfen dahin, mit schleppendem Gang und häufig einseitigen Zwiegesprächen. Denn Lippel hat eine fatale Neigung zum Monologisieren — auch im Dialog, nicht ahnend, daß er damit dem Schauspieler das Schlimmste antut, was man einem blutvollen Darsteller antun kann: nämlich ihn zu verurteilen, sozusagen Maulaffen feilzubalten, während der Partner unentwegt spricht und ganze Erzählungen von sich gibt. Was das Dramaturgische anbelangt, so scheint Lippel vorläufig darin mehr das kleine als das große Einmaleins zu beherrschen: das, was sich an den fünf Fingern herrechnen läßt. Ein wenig simpel ist dies und altzu durchsichtig und dünn.

Kaum hat sich der Vorhang geöffnet, weiß, wer just nicht auf den Kopf gefallen, wie der Hase — und mit ihm der Lippel — laufen wird. Aber es gelingen diesem Komödienschreiber netta

Neuer »Arabella«-Erfolg

Wiederaufnahme in der Hamburgischen Staatsoper

Obhut des Kapellmeisters Wilhelm Brückner-Rüggeberg anvertraut. Die Spielleitung (Hans Albert Schwabe) hat das Zeitgeschichtliche und das Komödienthe in dem Sinne des Werkes in manchem noch stärker herausgearbeitet. In den szenischen Einzelheiten, in den Kostümen kommt teilweise das Spätbarock wieder aus der Lyrischen und diesseitsförmigen Welt Wiens zugunsten der zeitgeschichtlichen Kolorit noch kräftiger zur Geltung. Wir denken da auch an den zweiten Akt, der Vorrang des Ballsales, in den zum Schluß das Pesträuben in turbulenter Steigerung hineinklingt.

Alles das wirkt sich spürbar auch darstellerisch in den Leistungen der Sänger aus. In der beherrschenden männlichen Partie des Werkes (dem Bariton, nicht mehr dem Tenor zugeordnet), dem Mandryka, erschien erstmalig Joseph Olah, der hier seine Klangscheit und -formung von den italienischen Partien her in schöner lyrischer Führung der Gesangslinie einsetzte. Im darstellerischen Umriß zeichnete er gut die Schwere und doch

Suchendes. Und da wir schon einmal beim Sprecherschen sind, ich könnte nicht beschwören, daß es ein Klob ist, den Marga Klas mitunter, wenn sie spricht, im Munde hat. Aber ein Klobchen ist es sicher, und dieses sollte sie hinunterschlucken. Ich weiß auch nicht, ob Gerda Zinn sonst so spricht, wie ihr der Schnabel gewachsen ist. In dieser Aufführung spricht sie, wie ihr der Schnabel nicht gewachsen ist, nämlich Wienerisch. Und das klingt noch befremdlicher. Im übrigen ist Marga Klas als Renate spielerisch nett und, mit warmen Herztönen, schlicht, während Gerda Zinn, schauspielerisch begabt zwar, immer ein wenig gegen sich selbst zu kämpfen hat.

Hanns König verkörpert mit beherrschten

»Das Schloß an der Donau«

Aktschlüsse. Auch sonst gibt es noch allerlei Hübsches und Anerkennenswertes. Deutlich merkt man das Bestreben, von der Oberflächlichkeit, von Nur-Komischen wegzukommen und psychologisch in die Tiefe zu steigen, ins Gemüthhafte und innerlich Beseelte. Ein paar gelungene Gestalten, einige Szenen, die stimmungsvoll eingebettet sind, gedämpfter Humor und maßvolle Komik und vor allem das Bestreben um einen feineren Lustspielton, sind dem Autor auf die Haben-Seite zu buchen.

Das Schönste an diesem Schloß an der Donau ist dessen Inneneinrichtung, die von Karl Gröning stammt. An Architektur und Ausstattung hat dieser wieder etwas ganz Entzückendes geschaffen. Hans Tannert, der Spielleiter — ob als Gast oder fest verpflichtet, ist nicht ersichtlich — ist sehr um die Linie des feinen Lustspiels bemüht, arbeitet sehr fein das Humorische heraus und noch mehr die Stimmungsmomente, wobei er freilich, allzusehr auf Pausenspiel bedacht, übersehen, daß man an sich schon Schleppeendes nicht auch noch im Zeitpensel vorführen darf. Erwin Linder erfüllt seinen Dr. Ferdinand Maria mit solch sympathischem, still versonnenem Wesen, daß er wie ein Labsal wirkt. Als guter Kontrast steht, nein, wuzelt neben ihm Kurt Ehrhardt sehr komischer Dr. Gehmacher, an dem, wie schon an früheren Rollengestaltungen, nur eine, aber recht bemerkliche Unart auszusetzen ist.

Es gibt Holzspalter, und es gibt Haarspalter. Kurt Ehrhardt ist es gelungen, eine neue Art der Spalter zu erfinden: den Vokalspalter. In zwei Teile jedes Stück, scheint seine parole zu sein. In zwei Teile jeden Vokal und jeden Umlaut. Er sagt nicht Mann, er sagt Ma-ann. Er sagt, nein, nicht „nun“, sondern: nu-un, im Tonfall wie man Kuckuck sagt. Seine Rede ist nicht: ja, ja, nein, nein, sondern: ja-ja, ja-ja, nein-ein, nein-ein. Dadurch bekommt seine Aussprache etwas schwankendes, Tremolierendes, den richtigen Ton

Der Gang zum „Gebirge des Sieges“

PK. Wer könnte die Gedanken eines Kriegers nicht erraten, der sich nach ewigen Monaten im Osten eines Tages im Südrankreich wiederfindet...

Da sitzt er also auf der Terrasse des Soldatenheims in Aix und betrachtet die Welt rings wie ein Bauernjunge, der zum ersten Male in die Stadt kommt.

Wenn an ihm dieser Ausdruck und der verwunderte Blick aufsteigt, mit dem er alles gradezu liebevoll betastet — den Teller, von dem er gerade gegessen hat, das Tisch Tuch mit dem roten Muster und den Sonnenschirmen...

So aber hebt ihn seine stumme Freude aus dem Kreis der anderen Männer heraus, die diese Sonnentunde mit der gleichen Selbstverständlichkeit in Empfang nehmen, wie das Bier, das ihnen der Ober gerade bringt.

Was er ist, von dem hier die Rede ist! Nein, keiner, der es weit gebracht hat, wenn man das nicht sieht, was er auf den Schultern seines Waffenrockes trägt, keiner, der bemerkenswerte Auszeichnungen hat, nur ein Obergefreiter mit dem Band des Winterfeldzeuges auf der Brust...

Der Obergefreite also lebt seit gestern in jenem nüchternen Rausch, bei dem sich Sinne und Herz ganz öffnen, um jene Regung dieser Welt festzuhalten und anzusaugen.

„Damit Sie sich erst mal akklimatisieren“, hatte der Kompaniechef heute morgen nach dem Antritte zum Obergefreiten gesagt...

Nun überquert der Obergefreite mit zweckklirrendem Schritt die „Place de la Rotonde“, ein wenig wirbelig im Kopf von der roten Sonne, und tritt in die grüne Dämmerung des „COUR Mirabeau“ ein.

Er kommt sich, während er durch das summe Geräusch dieser Hauptstraße trabt, etwas unbeholfen vor. Denn seine mißfarbene Uniform und seine klobigen Stiefel stehen im grellen Gegensatz zu der Schau aus Seide, Schminke, Duft, Weichheit und knisterndem Reiz, die die Provence-Stadt hier spielt.

Aber dann denkt er einen Herzschlag lang an das, was hinter ihm liegt und welche Rolle seinen Kameraden und ihm im Leben dieser Stadt zufällt.

Was sieht er nicht alles... Das „Café Glacier“, daneben das „Café Oriental“, daneben das „Café Clément“, alle Kaffees bis an den Gehsteig heran besetzt...

Und was sieht er noch? Den König René, der in verwittertem Marmor auf seinem Denkmalsockel steht und dem Bettler (vielleicht heißt er auch René), der unter dem Denkmal Verbeugungen macht und seine leeren verwiterten Hände zeigt.

Figaro am Polarkreis

PK. „Nun vergiß leises Flehn, süßes Kosen...“, eine entzückende, quecksilbrige Susanne, ein sinnfroher Cherubin, eine würdevolle Gräfin, ein gewinnender Figaro, das duftige Filigran der Geigen über einem farbenfrohen, dekorativen und köstlichen Rahmen: ist das am Polarkreis nicht Wunders genug?

Oder haben wir allesamt schon das Wunder verlernt? Nein! 12 000 erlebnisgeisterter Soldatenherzen sind Zeugen, daß die Illusion des Rampenlichts, die viele von uns nun schon fast vier Jahre entbehren müssen, in voller Stärke lebt, daß sie den Soldaten mit magischer Gewalt aus seinem harten, von des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr bestimmten Alltag in ihr schönes Reich zu führen vermag.

Wir haben am Polarkreis den „Figaro“ gesehen. Mehr: wir haben ihn erlebt. Und der Zauberer Mozart hätte seine Freude gehabt an dieser Verwandlung der Herzen, dieser lächen Aufgeschlossenheit für frohliches Spiel und tänzerische Gelöstheit. Der „Figaro“ am Polarkreis, auf einer Soldatenbühne der letzten lappländischen Stadt, ehe die Allgewalt des Waldes nach dem Menschen und dem Lande greift, das ist auch im vierten Kriegsjahr ein Geschehen, das sich Gehör verschafft.

Er hat es nicht leicht gehabt der „Figaro“, zu uns zu finden. Der lappländische Frühling, der gegen Ende Mai mit den ersten grünen Birkenblättern liegend übers wintertrübe Land kommt, ist ein empfindliches Keblen Susanne's, Marzellines und Bärchens beiläufig nicht gewogen. Und alle Freude, sich endlich gegen die lappländische Wetterwendigkeit behauptet zu haben, wird schal, wenn die Dekorationen und Kostüme ausbleiben, die das ferne Lappland — die Soldaten haben dafür einen so einfachen, überzeugenden Ausdruck, den nur die Höflichkeit verblüdet, niederzuschreiben — erst nach einer Odyssee von vier Wochen unter rastloser Zerstörung und einem Bündel verbrauchter Nerven erreichen. Gleichviel — eines Tages war er da! Wir hörten es, aber wir glaubten es nicht. Wir gingen hin, skeptisch, zweifelnd, die Optimisten mit einer kleinen Hoffnung, die Pessimisten Verneinung im Herzen.

Dunkelheit um uns. Die Ouverture. Sprühwerk des Rokokos. Im Gesang der Geigen und dem pastoralen Ton des Holzes die Auferstehung einer lebenserfüllten, freudebesessenen Welt. Das

reich gewordenen Tochter und obendrein noch den Kinderwagen schiebt, lässig, lässig. Was sieht der Obergefreite auf dem Gang durch den „COUR Mirabeau“, der keine tausend Meter lang ist? Er sieht ganz Südrankreich, das seit Jahrzehnten ruhende Land, das nicht einmal der verlorene letzte Krieg aus seiner Ruhe aufzustören vermag.

Der Obergefreite geht auf der Straße, die zwischen Gartenmauern ins Freie führt, in das hügelbewegte Land von Wiesen und Wäldern, hinein in den sonnengeladenen Raum, in der die Schönheit so viele Farben und die Stille so viele Stimmen hat.

Wie reich ist der Teppich, den die Natur hier ausbreitet, um dem dahinziehenden Sommer zu huldigen. Blühender Mohn und Ginster sind in ihn hineingestickt, Zypressen, Ölbaume, Palmen und Pinien stehen auf ihm Spalier und in die Soli der Grasmücken und Nachtigallen, die von den Emporen der Baumkronen singen, fällt immer das geigende Orchester der Grillen ein.

Mein Gott, ist diese Landschaft schön, denkt der Soldat, hier muß man ja den Krieg vergessen und mit der Wanderlust vergangener Tage über die Wege gehen. Aber kaum hat er das gedacht, kam ist er an die Wegbiegung gekommen, wo der Busch blühender Disteln steht, gibt es ihm einen Schlag von innen her. Jäh und fast schmerzhaft spürt er den süßen Duft, der dem Distelbusch entströmt. Er bliebt wie angewurzelt stehen, denkt, gräbt in seiner Erinnerung nach... Wo ist mir dieser Geruch so unvergeßlich geworden? Ja... Höhe 403 vergangener Sommer... Franz Scholz...

Wir lagen irgendwo zwischen Millerowo und Schachty an einem Feldrain, der so dicht mit Disteln überwachsen war, daß der Gegner uns nicht sehen konnte und deshalb ein wildes Streuefeuer herüberschickte. Ich hatte mich neben dem kleinen Scholz eingegraben, der erst vor acht Tagen zu uns gekommen war, halb neugierig und halb jauchzend, daß er nun endlich den Mut seiner neunzehn Jahre einsetzen konnte. Gerade war wieder ein Einschlag herunterschmettert, als ich Franz auf einmal aufstöhnen hörte. Ich kroch zu ihm hinüber, wälzte ihn auf den Rücken, riß ihm den Rock auf, das Hemd und hielt schon den linken Finger. Granatspitzlinge in die Herzgegend. Über dem quellenden Blut erhob sich auf einmal sein Gesicht, schmal, blaß und taunend. „Ich will...“, flüsterte er mit zitternden Lippen und murmelte noch etwas, was ich nicht verstand. Ich sah, wie sein Gesicht schlaff wurde und Schatten sich um seinen Mund und seine Augen legten. Ich starrte ihn an, redete auf ihn ein: „Es wird ja alles gut, Franz, gleich kommt ein Sanitäter“, bis mir eine Woge des süßen Geruchs der Disteln die Stimme zuschnürte, so daß mir ganz flau wurde und schwindelig. Aber schon war der Tod nicht mehr hinter meinem Kameraden her, jetzt hatte er ihn schon. Ab und zu zerriß ein Einschlag die Luft, ich stellte fest, Granatwerfer, ohne meine Gedanken zum kleinen unglücklichen Lächeln auf dem Gesicht taunend. „Ich will...“, hatte er geflüstert, während die blühenden Disteln dufteten, so süß, so süß...

Der Obergefreite steht, in Gedanken versunken, vor dem Distelbusch, den jetzt eine flirrende Traube von Schmetterlingen umspielt. Auf ihren samtigen Flügeln aber kehren seine Gedanken wieder zurück in den Sommertag. Indem er, noch im Schatten der Pinien, auf dem steinigen Pfad am Chateau Noir vorbeigeht, sieht er vor sich wach und geackert das Massiv des „Roc“ hervortreten, den höchsten Gipfel vom „Gebirge des Sieges“. Das zitternde Licht umspielt hell und tänzerisch den Gipfelgrat. Und nun breitet sich das Tal vor ihm aus, in dem damals soviel Blut geflossen ist. Die Siedlungen, die ockergelb heraufleuchten, scheinen in dem dunklen Gewölk der Baumkronen zu schweben. Die Konturen dieser von der Natur vorgestellten Landschaft, aus der sich die unbewaldeten Felsberge aufschwingen, geben dem

obergefreiten Beziehung zu den Landschaftsbildern der romantischen Maler, die ihm früher fremdartig erschienen. Ach, sie knüpfen noch viel mehr Beziehungen.

Könnte das dort — die kleine Lichtung in dem Pinienwäldchen — könnte das nicht der Hang oberhalb der Lenzenberg-Baude sein, den sie den „Himmelsessel“ nannten, Wilma und er, in seinem letzten Urlaub, den er mit ihr im Riesengebirge feierte. Damals war auch Sommer. Wenn sie sich die Backen heiß und die Beine müde gelaufen hatten, auf all den Wanderwegen, gingen zwischen dem Heidebeerkraut aus, und das Raschen, das durch den Wald zog, kam dann dem Raschen gleich, das durch ihre Herzen ging. Manchmal richtete sie sich auf und sah ihn an, was er durch die geschlossenen Augen hindurch spürte. „Ach ist das schön und wie bin ich glücklich“, sagte sie dann, wenn er seine Lider blitzend aufschlug. Schließlich ließ sie sich wieder in das hohe Kraut zurücksinken, verschränkte die Hände über dem Kopf, und die Kiefernwipfel spiegelten sich so lange in ihrem Blick, bis er sich über sie beugte und sie küßte.

Nach einem langen Jahr, in dem er fast jeden Tag nur einen Sprung ab vom Tode lebte, nach soviel Grauen auf der endlosen Trümmerbahn des Ostens, zeigt es sich, daß der Sommer ihm heute genau so tief und summend umschließt wie damals auf dem „Himmelsessel“. Geht nicht Wilma neben ihm?

Der Obergefreite läuft hinüber zu der Lichtung und setzt sich zwischen die hohen Büsche des Ginster. Aber sein Blick ist schläfrig geworden von so viel Welt, Licht und Glück in und um ihn. Er legt sich hin, schiebt sich die Feldmütze ins Gesicht, und der Strom der Stille singt ihn ein.

Kriegsberichterstatter Armin Schönberg

Knüppeldamm durch Wald und Sumpf im Wolchow-Gebiet



Dort, wo im Sumpfgelände des Wolchow im vergangenen Jahr eine sowjetische Armee vernichtet wurde, führt heute ein neuer, sauberer Knüppeldamm, der zwei Frontabschnitte miteinander verbindet. Gleich am Anfang mußte der Damm, einem riesigen Bombentrichter ausweichen. Das Schild am Birkenzaun macht auf die großen Wasserlöcher aufmerksam. PK-Aufn.: Kriegsberichterstatter Sehtzer (1942)

Der Damm kommt Dir wie Asphalt vor. hast Du Geduld und viel Humor.

Wenn der Gegner „einwandert“

PK. Einwandern! Das ist doch unmöglich. Es ist wohl der heiße Wunsch aller, die seit Monaten und Jahren den Nordwald besetzt halten, daß der Gegner komme und sich den Empfang hole, der ihm über die ganze norwegische Küste bereitet wird. Küstenbatterien mit Geschützen aller Kaliber warten auf ihn. Strömen nicht, wo immer er den Fuß auf diesen Boden zu setzen versuchen sollte, von allen Seiten Verstärkungen und Abwehrkräfte an der gefährdeten Stelle zusammen, wie weiße Blutkörperchen unverzüglich herbeieilen, wenn auch nur der bescheidenste Fremdkörper die Haut geritzt hat, um ihn zu vertreiben und die verletzte Stelle gegen größeren Schaden abzuschirmen? Aber einwandern? Diese Gelegenheit gibt schon in Friedenszeiten kaum mehr ein einziges Land. Im Kriege, zwischen Gegnern, ist es vollends paradox, und die Quarantänestation kann nur Gefangenschaft heißen.

Und doch konnte der Gegner „einwandern“ versuchen. Gewaltam und allen Verteidigungsmaßnahmen zum Trotz. Eben deswegen warten die Männer der Torpedobatterien an ihren Rohren, gespannt und kampfbereit. An den Felsvorsprüngen der Fjordeingänge, am liebsten dort, wo sich die Fahrtrinnen durch die Laune der Natur zu engen Durchlässen zusammenschließen, lauern sie auf den Gegner, der auf diesen weit in die Flanken der Stellungen und Stützpunkte reichenden Meeressarnt mit Kriegsschiffen vorstoßen möchte. Aber tödlicher noch als die Salven der Küstenbatterien trifft ein einziger Torpedo den bis hierher vorgedrungenen Feind.

Nicht von den in der hohen Dämung der offenen See stampfenden und schlingern den Fahrzeugen der Kriegsmarine, sondern vom festen Boden des Landes aus ziehen die Torpedos ihre bedrohliche Bahn. Die Rohre, aus denen sie mit einem mächtigen Satz unter die Wasseroberfläche tauchen, um im vorgeschriebenen Kurs, mit vorausgerechnetem Vorhaltwinkel und mit

bestimmter Geschwindigkeit auf ihr Ziel zu steuern, sind auf starrm Grund eingestellert. Ein Bunker, in die Nase einer Felswand eingeprengt, schützt sie. Der Posten überseht von einer günstigen Beobachtungsstelle die weiten Wasserflächen, die sich zwischen Inseln und Landzungen meereswärts erstrecken. Er oder auch schon der Fernsprecher meldet von den B-Stellen im Küstenbereich die Annäherung eines feindlichen Kriegsschiffes. Mit einem Schlagschlag der Verschlusmechanik des Bunkers. Dann ist nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Die Männer stehen bereit, wie in lässlicher Übung immer wieder geschulten Handgriffe auszuführen. Der Schütze am Zielergerät nimmt den Gegner auf das kompliziert erscheinende „Korn“ — doch nein, er läßt ihn in sein Zielergerät „einwandern“, wie die Fachsprache der Torpedomechaniker es ausdrückt, und die Feuerleitansprache endet mit dem Kommando: „Rohr X... fertig. — Rohr X... los!“ Auch dann können sich die Männer nicht der pochenden Spannung auf die Wirkung des ausgestoßenen Torpedos überlassen. Neue Torpedos werden in fieberhafter Eile nachgeladen. Jederzeit müssen die Rohre gefechtsklar sein, ob sie nun auf denselben oder einen neuen Gegner, der in das Zielergerät einwandert, gerichtet werden sollen.

Was mußte alles geschehen werden, was ist täglich neu zu leisten, um die Torpedobatterie für diesen entscheidenden Augenblick des Einsatzes gefechtsklar zu halten, sie zu einer Waffe zuzurüsten, die von der kaum mehr als ein Dutzend Männer umfassenden Mannschaft reibungslos und fehlerfrei bedient werden kann? Als wir mit Eisenbahn, Autobus, ein gutes Stück zu Fuß und schließlich mit einem Boot auf dem Marsch zu der abgelegenen Stelle waren, an der eine Torpedobatterie den Eingang eines wichtigen Fjords bewacht, kamen wir in die Gesellschaft einiger Marinesoldaten. Es stellte sich bald heraus, daß unser Weg noch weiter gemeinsam war. Sie ge-

hörten der Torpedosperbarterie an, zu der wir unterwegs waren, und kehrten von einem der Lehrgänge zurück, die für die ständige Weiterbildung der Männer in ihrer Spezialartillerie sorgen. Zwei von den jüngeren, die gleich nach der Rekrutenzeit auf dem Stützpunkt der Batterie gleichsam angelernt worden waren, hatten zum erstenmal an solch einem Lehrgang teilgenommen. Vieles, was durch den täglichen Umgang mit Torpedos und Rohren, durch Feuerleitübungen und Unterricht zu einer praktischen Fertigkeit geworden war, die kaum mehr vervollkommen werden zu können schien, erhielt dort Vertiefung und Erweiterung. Erfahrungen, die bei anderen Torpedobatterien gemacht worden waren, konnten ausgetauscht werden, und langjährig mit der Waffe vertraute Fachkräfte vermittelten ihnen Kenntnisse, die in der Beengung des Stützpunktens, bei häufigem Wachdienst und der sorgsamsten Pflege und Wartung der Rohre und Torpedos nicht gewonnen werden konnten. Solch eine anregende Abwechslung bleibt natürlich eine Ausnahme. Wochen vergehen in der Einsamkeit des Stützpunktes, der zwischen schmalen Inseln und steilragendem Fels eingewängt liegt, fern von irgendwelchen Siedlungen, im Gleichmaß des täglichen Dienstes. Ofters kommen höhere Vorgesetzte, um sich von dem rechten Zustand der Batterie zu überzeugen. Sie unterstehen einem bewährten Obermaat, fünf Jahre Dienstzeit hat er hinter sich. Er kennt die stählernen „Aale“ schon aus der Zeit, wo er an Bord war, und er weiß nicht recht, ob er ihr, die mit den buntesten Erinnerungen an die hohe See geworden ist, der begüterten Hamburger, angefüllt ist, oder seinem Stützpunkt den Vorzug geben soll. Mit ihm ist er, seitdem er nicht mehr allein zum Urlaub, sondern immer in einem militärischen Auftrag „an Land gegangen“ ist, immer eng verknüpft. Hier ist er allein verantwortlich. An ihm liegt es, wenn dieser kleine Fleck felsigen Bodens seine gesammelte und gespannte Energie im rechten Augenblick erfolgreich einsetzen kann. Seine zur Rundumverteidigung eingerichteten engen Grenzen sind schnell abgeschritten, Stacheldrahtverhau und Minensperren vor allem gegen die offene, von schmalen Wiesenstreifen durchzogene Seite, dazu LMGs und SMGs geben ihm einen starken Schutz. Der Ausbau der Stellung bringt immer neue Beschäftigungen mit sich. So muß die Verleiderampe der Anlage sich selbst verbreitern werden. Ein Taucher sucht im felsigen Ufergrund die geeigneten Stellen, an denen neue Pfehle eingerammt werden können, an denen neben der ständigen Gefechtsbereitschaft eine polierte Ordnung und straffe Disziplin muß gewahrt werden. Wie in einem Spind, meint der Obermaat, müsse alles an Ort und Stelle sein, im Vergleich zu einem U-Boot böten Baracken und Vorplatz, Bunker und Ablagestelle immer noch einen geradezu verschwendertlichen weiten Raum.

An dieser Rampe legt von Zeit zu Zeit das Torpedotransportschiff an. Die Torpedos müssen nämlich in bestimmten Zeitabständen ausgewechselt werden; sie werden zur „großen Reinigung“, einer Generalüberholung bei einer mit den nötigen Maß- und Prüfgeräten ausgerüsteten Werkstatt, der sogenannten Regelleiste, abgeholt. Ein anderer Arbeiter, ein feindlicher, sonst besonders schwierige Arbeit für die Torpedomechaniker. Kraft und Gewandtheit, Standfestigkeit und Sachkenntnis gehören dazu, die wuchtigen und schlanken Leiber der stählernen „Aale“ mit Hilfe des Verleiderkranns auf die paar Quadratmeter der Rampe zu heben oder sie in das Schiff hinabzulassen. Sie müssen mit ihrer viele Zentner schweren hocheffizienten Sprengladung sorgsam auf den vierdrähtigen Torpedowagen gebracht werden, um in den rückwärtigen Teil des Bunkers geschoben werden zu können. Dort lagern sie in dichten Reihen. Immer zwei nebeneinander ruhen auf dem niedrigen Radgestell, der Lagerschale, um jederzeit nach dem Ausstoßen der Torpedos in die Rohre nachgeladen werden zu können. Die Lagerschale braucht mit ihren Torpedos nur an die in gleicher Höhe befindlichen Rohre herangerollt zu werden. Es ist selbstverständlich, daß die Rohre stets geladene sind. Die Torpedos, die von dem Transportschiff übernommen worden sind, müssen schärfgemacht werden. Das Einsetzen der „Gefechtsrohre“ erfordert die äußerste Sorgfalt. Nur Mechaniker-mate oder ausgebildete Fachkräfte dürfen diesen wichtigen und schwierigen Vorgang vornehmen.

Bei der Feuerleitung stehen wir im Halbdunkel des Bunkers hinter den Rohren, an denen die Männer in gespannter Aufmerksamkeit auf die Kommandos und Befehle des Schießleiters warten. Um uns herum an den Wänden Kessel, Apparate, Meßgeräte, Rohrleitungen führen in seltsamen Verschlingungen zu den Torpedorohren. Sie sind in der Feindrichtung angeordnet und können jederzeit gegen den vorüberziehenden Gegner ausgetrieben werden. In die Schießleitung lassen die Männer der Batterie die feindlichen Kriegsschiffe getrost „einwandern“. Denn sie wissen: Wenn er einwandert, wenn er bis zu dieser Falle vorgedrungen sein sollte, sind ihm die gleichen vernichtenden Schläge sicher, die unsere U-Boote und andere Torpedoträger auf den Weltmeeren Tag für Tag ausstelen. Ihnen wollen sie und werden sie nicht nachsehen. Gewiß, sie müssen vom festen Boden aus kämpfen, sie müssen den Gegner an dem Platz, an den ihre Batterie gebunden ist, erwarten. Aber gerade darin liegt auch ihre besondere Stärke; denn die Enge der Fjorde zwingt den Gegner in den tödlichen Bereich, der von den Torpedobatterien beherrscht wird.

Kriegsberichterstatter Dr. Martin Wiebel

Frische Fische für Hellas

Bordverpflegung oft nicht das Bedauern gewöhnlich, daß man zwar allerlei Kriegsergerät mit sich führt, darunter aber leider nichts, was zum Handwerkszeug eines braven Petrijüngers gehört. Heute aber...

Vergelichlich sich mit meinem Kameraden das Lob der Meeresfrucht immer nur den seit Urzeiten als grauig verschrienen „Polypen“ mit seinen gefährlichen Schlangennarben, übersät von benötigten Saugnapfen. Wie oft hätte ich an gastfreundlichem italienischem Tisch mit höchstem Behagen „Pulpi“ gegessen. Auch die Griechen — wohlgeachtet die heutigen Bewohner von Hellas — deuten mit ihrer Namensgebung „Achtapoda“ ein sehr materielles Wohlgefühl an den vielen schönen (leckeren) Füßen oder Armen des fleißig gejagten Meer-Ungeheuers an. Ein Untertan des Gaumenkitzels schwingt da ganz unverkennbar mit. Doch alle meine überzeugenden Darstellungen fruchteten nicht, sie vermochten meinem Kameraden den Tintenfisch keineswegs schmackhafter erscheinen zu lassen. Er fand es im Gegenteil höchst unbehaglich, solch ekelhaftes „Ungeheuer“ überhaupt zu verweisen, und blieb im übrigen hartnäckig bei dem prinzipiellen Standpunkt seiner niederdeutschen Heimat in jeglicher Ernährungsfrage: Wat de Bur nicht kennt, dat freit he niet! Damit war nun zwar das Polypenthema abgetan, uns aber und unserem Verlangen noch nicht geholfen. Der Inhalt der so herrlich duftenden Bratpfannen überm kleinen Reisigelehrten sah ebenfalls wenig verlockend aus. Da brutzelten, zu unentwirrbaren Knäueln geäußt, kleine Fischlein mit Haut und Haar — will sagen mit Schuppen und Flossen, Kopf und Eingeweiden. Sie knackten förmlich unter den Zähnen der eingeborenen Leckermäuler. Wir aber standen unerschütterlich. „Auch nicht das Richtige! Man müßte...

... in diesem Augenblick trat wie in einem Kriminalfilm als rettender Engel Oskar auf den Plan. Der Vergleich hat natürlich schwer Schlagseite — wie ein Engel sah Oskar nun eigentlich nicht aus. Ein Matrosenhauptgefreiter schon älteren Semesters, ein flottes schwarzes Bärtchen über der Oberlippe, kleine Fältchen im braunen Gesicht, keine besonderen Kennzeichen. Sein „Rasiertag“ schien bereits eine Weile zurückzuliegen.

Der Schenkwirt vermittelte unsere Bekanntschaft. Heilig gesäkularisiert sprach er auf Oskar ein, und wie wir bald merken, handelte es sich um uns und unsere Fischwünsche. „Entaxi“ heißt er und ging. Nach zwei Minuten kam er mit zwei kapitalen Seehechten zurück, die der Wirt unverzüglich in sachkundige Behandlung nahm. Wir staunten, und unsere Neugier wurde höchstens noch von unserem Hunger übertröfen. Nach einer Stunde waren beide gestillt.

Oskar setzte sich zu uns an die Back, kippte seinen doppeltstöckigen Uso — den landesüblichen Schnaps mit leichtem Anisgeschmack — hinter die Kusen, nickte den sehr höflich grüßenden Griechen in der Runde leutselig zu (man kann seine würdevollen Geste gar nicht anders kennzeichnen — und stand uns bereitwillig Rede, ja, seine gegenwärtigen dienstlichen Obliegenheiten betrafen die Fischerei, und damit war er nach vorhergegangener vielseitiger anderer soldatischer Verwendung glücklich wieder in seiner „Branche“ vor Anker gegangen. Schließlich stammte er nicht unvorbelastet aus A l t o n a und betraufte sich selbst Jahrzehnten ausschließlicher der Seefischerei, kennt sämtliche Fischgründe der Nordsee und neuerdings auch der Ägäis — „kloar, Mensch, wat denkst du?“ Man kann also sagen,

daß die „zuständige Stelle“ für diese besondere Aufgabe mit Oskar einen guten Fang tat.

Für die Griechen, bei denen es großes Asehen genießt, ist er so etwas wie Fischkommissar oder Reederdirektor. Die deutschen Kameraden nennen ihn gern den „Flottillenchef“ und wer einmal Oskar mit seiner aus einigen Motorsiegeln und ein paar Dutzend Kähnen bestehenden Armada zum Fang hat auslaufen sehen, der teilt vielleicht meinen leisen Verdacht, daß er sich in solchen Augenblicken auch nicht geringer denn als Flo-Chef fühlt. Ein weiterer aber gedanklos verliehener Titel Oskars sei hier ebenfalls nicht verschwiegen, allerdings nur, um ihn nachdrücklich und entschieden zu widerlegen.

„Der Raubfischer von Hellas“ — nein, das ist Oskar nun wirklich nicht! Mit dem Frevler der streng verbotenen und doch immer wieder in heimlichen Buchten betriebenen Dynamitfischerei der wahren Raubfischer hat er nichts gemein. Wie ein deutscher Förster ein Totfend aller Schlingensteller ist, so wacht Oskar in seinem Gebiet streng über die Redlichkeit und Zünftigkeit der Fangmethoden, nicht nur bei seiner Flottille. Wehe dem „Greco“, den er irgendwo bei der Raubfischererwischt!

Oskar als Aufsichtsperson sorgt nicht nur dafür, daß allwöchentlich eine gewichtige Last frischer Fische zur Verfügung der deutschen Besatzungsarmee gelangt, — die Zivilbevölkerung bekommt übrigens ihr Teil ab — er nimmt auch den Schutz seiner Leute wahr. Und mit diesem Punkt seines Auftrages meint er es mindestens ebenso ernst. Das hat er vor einigen Wochen noch bewiesen. Lassen wir ihn das Stücklein selbst erzählen:

„Ich sitz ahnungslos auf der Back und guck den Leuten zu, die gerade das Geschirr — also das Netz — einholen. Um uns kreist ein Khaiki (Motorsiegler), ich kümmer mich aber nicht drum. Das Boot kommt längsseits und plötzlich entern drei Kommunisten, Pistolen in der Hand und mit Patronenurten behängt, das Heck, brüllen „Hände hoch“ und fordern natürlich die Hände hoch und Greco's nehmen natürlich die Hände hoch und zittern — was sollten sie auch machen. Ich aber bin mit einem Satz durch das Luk unter Deck und schnappe mir meine Pistole. Zweimal schieße ich, einer der Piraten bleibt mit einem Schulterwunde liegen, die anderen springen Hals über Kopf zurück auf ihr Khaiki und reifen aus. Sie hatten mich vorher nicht als deutschen Soldaten erkannt. Als wir in Hast unser Geschirr ganz eingeholt hatten, sind wir natürlich hinterher. Die Banditen hatten aber einen kleinen Vordruck, setzten ihr Boot in der Nähe auf Strand und flohen in die Berge. Einer von ihnen hinkte schwer, er muß einen Hüftschuß abgekriegt haben. Das Boot und den dritten Burchen habe ich dann noch am gleichen Tage abgeliefert.“

Kriegsberichterstatter Heinz Mühlenweg

Kriegsberichterstatter Ernst Erich Straß

Kleine Stimmungsbilder aus Athen

Poesie und Prosa rund um die Akropolis

Eridanos

Jede Stadt, die auf ihren guten Ruf hält, nennt einen Fluß ihr eigen, einen mächtigen Strom womöglich, mit breiten Uferstraßen und schönen Gärten, mit weißen Segeln, mit Ruderbooten, Schwänen und Anglern, einen Fluß, der ebenso bekannt ist wie die Stadt selbst, und meist in einem Atemzug mit ihr genannt wird.

Aber wissen wir auch, daß Athen seinen eigenen Fluß hat, seinen Stadtfluß sozusagen, der dem Herzen der Stadt entspringt und den schon die alten Griechen rühmlichst erwähnten? Im Baedeker und im Geschichtsbuch ist es zu lesen, und der Stadtplan bestätigt es, Athen hat einen Fluß, den Eridanos, der dem Kephalos zuströmt.

Zugegeben soll sein, daß man nach der Steigerung Bach, Fluß, Strom bestenfalls nur von einem Bach, vielleicht sogar nur von einem Rinnsal sprechen kann. Aber man wird doch bejahen müssen, daß Athen alles Menschensmögliche getan hat, anderen Städten nicht nachzustehen. Man hat dem Eridanos ein breites, auf Zuwachs für die Wasserfälle der Regenzeit berechnetes Bett gebaut, in dem er sich zwischen den an beiden Seiten steil auferichteten Ufermauern dahinschlängelt, in Windungen, ähnlich wie der liebliche Main durch die deutschen Lande, wobei er hier einen Steinbrocken umschleicht und dort eine kleine grasbewachsene Insel umpflügt.

Man spricht von dem Spree-Athenern, jedoch nicht von den Eridanos-Berlinern. Das liegt an der Bescheidenheit. Nicht jeder Fluß kann so Allgemeines aller Kreuzworträtsellöser werden wie der Po beispielsweise. Aber man soll der Stadt Athen nicht nachsagen können, daß sie nicht auch ihren Fluß hat. Sie hat einen, und das ist eben der Eridanos.

Verkehrshöflichkeit

Zur Zeit des größten Verkehrs krachten zwei Autos zusammen. Im Nu war eine große Menge schaulustiger Passanten zusammengelaufen, die sogleich die Fahrzeuge so dicht umringten, daß die laut schreienden, schreckliche Verwünschungen und böse Flüche ausstößenden Fahrer nicht Platz fanden, aus den Vehikeln zu klettern. Als sie es dann mühsam doch geschafft hatten, stürzten sie mit wütendem Geschrei, das mit weit aussehenden Handbewegungen ausdrucksvoll untermalt wurde, aufeinander los. Eindringlich redeten sie gleichzeitig aufeinander ein, und mit Gesten, die überzeugen sollten, beschwor einer den anderen. Mit immer größerem Stimmaufwand suchten sie sich zu übertrumpfen, und da die Menge, die mit sichtlichem Behagen der Auseinandersetzung lauschte, sich damit an ein nicht begnügte, sondern Partei ergriff und sich schon recht bald in zwei feindliche Lager spaltete, die einen lebhaften Wortwechsel führten, und da alles wild durcheinander redete und schrie, schwoll der Lärm zu einem wahren Orkan an.

Schon längst konnte kein Fahrzeug die Kreuzung mehr passieren. Ein wütendes Geheule von mehreren Seiten fiel kräftig ein und verlangte stürmisch die freie Fahrt. Es war ein tüppiger Klangreichtum der verschiedensten Laute, eine Symphonie des Straßenlärms, wie sie nur südliche Temperamente zu entfachen vermögen. Schutzleute, die herbeieilten, konnten sich nur schwer einen Weg zum Mittelpunkt der allgemeinen Aufregung bahnen. Und ebenso schwer hatten sie es, die aufgebracht Fahrer davon zu überzeugen, daß es noch glimpflich abgegangen war. Nur die Kotflügel waren ein wenig verbaut, das hatte man in der ersten Aufregung gar nicht so genau beachtet. Unter Schimpfen und Schellen steuerten die Fahrer, von den Hütern der Ruhe und Ordnung energisch dazu aufgefordert, ihre Wagen aus der Menge, die aufgeregt noch lange den Vorfall besprach und sich nur langsam wieder verteilte.

Als Zeuge dieses Vorfalles kam mir die Szene eines Spielfilmes, den ich vor Jahren einmal irgendwo gesehen hatte, in Erinnerung. Zwei luxuriöse Wagen karambolierten. Es gab eingedrückte Windschutzscheiben, verbogene Kotflügel, zerquetschte Scheinwerfer. Liebenswürdig lächelnd, mit formvollendeter Verbeugung tauschten die beiden Fahrer ihre Karten aus und trennten sich dann mit bedauerndem Händedruck. Keine Nummernnotierungen, keine Aufzählung beschädigter Teile, keine Polizei, keine Zeugen.

Etwas später berichtete nur noch ein Haufen Splitter am Boden stumm von einem Zusammenstoß.

Konjunktur

Ein schwerer Soldatenstiefel poltert die Treppe der Wehrmachtunterkunft herab. Kaum wird auch nur seine Spitze sichtbar, stürzt sich ein Rude von Athener Jungens auf den Mann von Kreta oder vom Peloponnes, der nach einer Übernachtungspause den Weg zum wohlverdienten Urlaub antritt. Gestikulierend und eindringlich redend, wird ihm klargemacht, daß nur die kleinen, roh zusammengezimmerter Kastenkarren würdig seien, das Gepäck zum Bahnhof zu bringen. Der Landsker hat meist kein Wort verstanden, aber ehe er sich versieht, sind seine Sachen verladen, und in angemessenem Abstand folgt der kleine „Geschäftsmann“, vollkommen sicher seines Lohnes. Denn der urlaubsfreudige Landsker gibt nicht nur seine restlichen Drachmen, sondern vielleicht — und das ist heute viel höher im Kurs — auch ein gutes Stück von seinem Brot in die immer offenen Hände.

Die Konjunktur ist für die Athener Jungens schlechter geworden. Ihre Glanzzeit war in den Tagen des Einmarsches der deutschen Truppen. Damals stürzten sie sich flink wie die Wiesel, bewaffnet mit den selbstgezügten Schuhputzkästen und den dazugehörigen wohlsortierten Fläschchen und Bürsten, auf jeden Landsker, auf dessen Stiefel sich der weiße Staub zeigte. Mit einem „Extra-Prima-Stuka-Schuhputz“ wurde jeder bedient, für wenige Drachmen konnte man sich in dem Hochglanz spiegeln. Aber die Blütezeit dauerte nicht lange, die Kundschaft fiel aus, und mit dem Stukaputz war es vorbei. Rasch und geschäftstüchtig erfolgte die Umstellung: ein zahlungsfähiger Hintermann wurde gesucht, und nun schallt das „Zigarette Numero eins“ aus vielen jugendlichen Kehlen. Andere stehen vor den Unterküften und rollen Gepäck zur Bahn — dazu gehört wesentlich weniger „Betriebskapital“ als für den Zigarettenverkauf, und man ist „selbständig“. Immer bewerklich, sich allen Situationen anpassend, sind die kleinen Kerls erfinderisch genug, auch in schlechten Zeiten der Lage Herr zu werden. Konjunktur, man muß sie nur zu nützen verstehen.

Die erste Zigarette

Zwischen dem Omoniasplatz und der Einmündung der Patissiastraße beobachtete ich den kleinen Knirps, der am Rinnsal stand und die geschäftig Vorübergehenden suchend musterte. Er mochte vier, höchstens fünf Jahre alt sein und unterschied sich von den anderen Straßenjungen nur dadurch, daß er jünger war. In der Hand hielt er eine Zigarette. Wer weiß, wie er zu der Zigarette gekommen war! Vielleicht hatte er sie von einem älteren Bruder, der damit als kleiner Straßenhändler schwungvolle Geschäfte machte, vielleicht hatte er sie gefunden. Die Hand zur Faust geballt, hielt er sie verstohlen hinter seinen Rücken, nur dann und wann betrachtete er seinen Schatz, und dann konnte man sehen, daß sie doch schon sehr abgegriffen war.

Doch das Feuer fehlte ihm zu seinem Glück. Nicht, daß er, wie es Erwachsene zu tun pflegen, einen Passanten um Feuer anhalten wollte, das traute er sich nicht zu, dazu war er noch viel zu klein. Er mußte mit Recht den fragenden Blick und die wüßliche Backpfeife richten. Solcher Gefahr würde er sich nicht leichtsinnig aussetzen. Als ein älterer Herr, der gerade eine Zigarette rauchte, gemächlich daherkam und sich bedächtig seinen Weg zwischen den vielen eilig Vorüberstrebenden suchte, folgte er ihm vorsichtig und ließ keine Bewegung, die der von ihm Auserwählte machte, außer acht. Es wurde mir klar, daß er auf den Augenblick, wo der Herr den Zigarettenrest wegwerfen würde, wartete, um seine Zigarette an diesem Stummel zu entzünden.

Mich interessierte, wie die Sache ausgehen würde, und ich folgte den beiden unauffällig. Ob der Kleine wohl die Freude haben würde, die er sich vom Rauchen versprach, kam es mir in den Sinn. Und ich malte mir sein Gesicht aus, wenn es gar nicht so süß schmeckte wie Bonbons und Kuchen, nur ganz abschleulich im Hals kratzte und er fürchterlich husten mußte. Ob er wohl tapfer die Zigarette durchstehen würde, bis ihm übel würde?

Wir waren jetzt am Rev. Der Herr betrachtete aufmerksam die neuen Knobler und las in Ruhe die Anknüpfungen. Der Junge war schon äußerst ungeduldig, er trippelte immer um den Herrn herum und sah aufmerksam nach der Zigarette, die jetzt so kurz gebrannt war, daß sie nur noch mit spitzen Fingern gehalten werden konnte. Dem Jungen konnte man die Erwartung vom Gesicht ablesen: jetzt mußte der große Moment kommen, wo seine Begrüßung würde stillen können. Und wirklich, der Herr tat mit gespitzten Lippen vorsichtig noch einen Zug, dann warf er den Zigarettenrest weg. Und dann, dem Jungen mochte der Atem stocken, trat er achtlos mit den Füßen die Glut aus.

Vom Yo-yo zum Komwologi

Immer wieder sehen wir es, das Spielen mit der Kette. Wir beobachten den Händler, an seinem mit allem möglichen und noch mehr unmöglichen Krimskrams beladenen Stand oder vor der ein-

ladend offenstehenden Ladentür seines Geschäftes stehend, die zahlreichen Kaffeehausbesucher an den kleinen Marmortischen, den eiligen oder straßauf, straßbummelnden Passanten oder den in einer langen Schlange Anstehenden und geduldig Wartenden, wie sie alle mit einer Kette spielen. Oftmals schon wurde diese Kette Gegenstand unserer grüblerischen Gedanken, und es drängte sich uns immer wieder die Frage auf, welche Bedeutung es wohl mit der Kette auf sich habe, welcher Sinn dahinterstecke, ja, wofür dieses Tun gut sei. Währenddessen glitt ein Glied der Kette nach dem anderen spielerisch durch die Finger, drehte sich der Kettensring unaufhörlich durch die Hand, und wir wurden entfernt an den Rosenkranz erinnert.

Der ursprüngliche religiöse Sinn ist längst geschwunden. Bedeutete früher jedes einzelne Glied dieser einmaligen neunundneunzig Glieder zählenden Kette eine hervorragende Eigenschaft, eine Tugend, ein Lob Allahs, so ist es heute nur noch ein Spiel, Nachbleibel einer jahrhundertelangen Fremdherrschaft. Was dem Morgenland frommt, Inhalt und Seele verleiht, ist dem Abendland in diesem Falle nur nichtssagende Gewohnheit, ein Spiel, ein Mittel zur Beruhigung des südländischen Temperaments.

Zum Spiel veranlagt und aufgelegt mag der Grieche schon stets gewesen sein. Auf Scherben großer Vasen, Funden zielstrebigster Ausgrabungen an Stätten der Antike finden wir Bilder, die uns den Gebrauch des Yo-yos zeigen. Wer kennt sie nicht, diese Rolle, die an einem Faden abläuft und, durch einen geschickten Ruck des Fadens haltenden Zeigefingers veranlaßt, allsogleich wieder zurückläuft? Es ist ein Geschicklichkeitsspiel, das, zur höchsten Virtuosität gesteigert, nicht nur den Spieler, sondern auch eine große Schar Schaulustiger unterhält, belustigt und erfreut.

Wir aber bauen in Gedanken die Brücke von der Antike zur Neuzeit, sagen uns, was einst das Yo-yo war, ist heute das Komwologi, die in den Händen so vieler oft gesehene Kette. Und hat sich auch manches geändert, selbst der beanspruchte Gegenstand, so ist doch der Spieltrieb geblieben, der bescheidene Wunsch, wenn auch keine Arbeit, so doch immer eine Beschäftigung zu haben, die, unbewußt getan, beruhigt, bewußt getan, auf beste unterhält.

Die Klage der Koren

Schweigend und ernst steht der Mond am mitternächtlichen Himmel und ergießt sein silbernes Licht über das Gestein, in die offene Halle des Parthenon, bestrahlt den Nike-Tempel, das Erechtheion und die beieinanderstehenden, gleichmäßig verteilt das Gebälk tragenden Koren. Unbelauscht sind sie zum Leben erwacht, und dem, der am Fuß des Burgfelsens, der Akropolis, in der schlafenden Stadt wacht oder nahe dem offenen Fenster ruht und, begnadet, ihr Raunen, das der leichte Nachwind fortträgt zum Olym, wo die Götter in heiliger Vollmondnacht um Zeus und Hera zu Gast Polarschiffen geworden, die heute im Dienst der deutschen Wehrmacht, die Küste befahren. Mancher hat Freundschaft mit einem rauhen Nordmann geschlossen, der vielleicht mit Amundsen die Nordwestpassage bezwang oder in der Nachbarschaft des Nordpols seinen Priemstift in das Eismeer spuckte.

Ganz erfahrene Polarmänner sind die Soldaten geworden, die seit zwei Polarwintern oder mehr in der Metropole des Eismeeres, in Tromsø, ihr Quartier haben. Nun war es nicht immer so ruhig in Tromsø, wie es jetzt den Anschein hat. Man höre nur die alten Veteranen des Eismeeres, wenn sie von ihren Glanztagen sprechen. Wehleidig blicken sie in ihr Wasserglas, das jetzt mehr Brause als Whisky enthält, und schweigen

Deutsche Soldaten schließen Freundschaft mit Eismeerschiffen

Robbenfänger gehen an Land

PK. Selbst die größte Landratte unter den Soldaten der Polarküste kennt sich heute in der Eismeerschiffahrt aus. Für die Angehörigen vieler abgelegener Küstenbatterien, kleiner meerspülter Feldwachen und Flugfeldposten ist der Fischkutter das einzige Verkehrsmittel geworden. Manches Wissen um die Navigation und die Tücken des Eismeeres wurde mit einem gekrümmten Magen erkaufte, aber es ist heute keine Seltenheit mehr, einen stämmigen Bauernsohn aus Bayern oder Pomern an Ruder eines Robbenfängers zu sehen, der früher die Eisfelder zwischen Grönland und Spitzbergen durchkreuzte. Und ebenso vertraut wie mit den Küchern der Polarschiffen sind die Landsker den norwegischen Polarschiffen geworden, die heute im Dienst der deutschen Wehrmacht, die Küste befahren. Mancher hat Freundschaft mit einem rauhen Nordmann geschlossen, der vielleicht mit Amundsen die Nordwestpassage bezwang oder in der Nachbarschaft des Nordpols seinen Priemstift in das Eismeer spuckte.

Ganz erfahrene Polarmänner sind die Soldaten geworden, die seit zwei Polarwintern oder mehr in der Metropole des Eismeeres, in Tromsø, ihr Quartier haben. Nun war es nicht immer so ruhig in Tromsø, wie es jetzt den Anschein hat. Man höre nur die alten Veteranen des Eismeeres, wenn sie von ihren Glanztagen sprechen. Wehleidig blicken sie in ihr Wasserglas, das jetzt mehr Brause als Whisky enthält, und schweigen



Die junge Wiener Filmschauspielerin Winnie Markus klettert in den Sommerhimmel hinein. Aufn. Berlin-Film

artig in den Reihen der Ihren ihre Last trägt, verkümmert, zu nichts mehr nütze. Sie härt sich in ihrem Heimweh, sie trauert, sie sehnt sich nach Liebe und Sonne, nach Wärme und nach den vertrauten Lauten ihrer Heimat. Sie wünscht sich zu ihren Schwestern zurück.

Das fühlen und wissen sie, die unter dem ewig blauen Himmel jung gebliebenen, heil und heiter, königlich und unberührt dastehenden Schwestern, und in jeder Vollmondnacht erheben sie ihre Klage. Vielleicht, daß einmal ein Mensch, ein Sterblicher, der reinen Herzens und voll Liebe zur Kunst ist und an die Unantastbarkeit so alten Kulturgutes glaubt, die Pilgerfahrt antritt und gleich einem Prediger in der Wüste flammenden Wortes in heiliger Mission auftritt, die Schändung wiedergutzumachen. Menschenwerk ist alles. Göttlich begnadete

Hand weißelte die Formen, die in dem Gestein schlummerten, Leidenschaft und falscher Ehrgeiz brachen aus der Reihe der schönsten eine und brachten sie über das Meer in den kalten Norden und gaben den verbliebenen Anlaß und Grund zur nie verstummenden Klage. Wer bringt sie zur Ruhe, wer gibt ihnen den Frieden wieder, wer läßt sie verstummen, daß sie allein nur ihr vorbestimmtes Werk tun, ihre Pflicht, erhabenen Hauptes ihre Last zu tragen, so den Menschen ein stetes Vorbild zu sein, den Augen eine Freude, der Seele Balsam? Findet sich keiner, der stark genug, wird weiterhin jeder Vollmond ihnen mitternächtlich mit vollem Licht Odem schenken, daß sich zu dem stummen Blick ihrer täglichen Mahnung nächtlich die laute Kunde peart: „Schwester, o Schwester, wann kehrst du zurück?“ Helmut Alter

in Erinnerungen. Es ging manchmal toll her in der Hauptstadt der Robbenfänger. Das kann auch Kapitän Völker bezeugen, der zu den wenigen Deutschen gehört, die sich mit Harpune und Flensmesser erfolgreich unter den Nordmännern behaupteten. An Bord eines Robbenfängers verdiente sich Kapitän Völker auf verwegenen Kriegsfahrten auch das EK II und das Abzeichen für Blockadebrecher.

Für den Landsker, der aus seiner schneeerwehnten Batterie einmal nach Tromsø kommt, bedeutet die Stadt unendlich viel. Der Name Tromsø genügt auch um die rauhen Eisneemänner zum Schmunzeln zu bringen, die mit ihren tranbefleckten Fangschuten vor dem Krieg im Packeis umhertrieben, mochten sie nun an die Flaschen des staatlichen Schnapsladens denken oder an die Karin oder Sonja in irgendeinem der verschwiegenen Hotes. Die romantische Anhaftung von windschiefer Bretterhäuschen war für sie der Inbegriff aller Verlockenden, wenn sie zerschunden und von eiskalten Brechseen durchdrännt in den fauligen Kojen lagen. Sie sprachen von einem „Paris des Nordens“ und scherten sich den Teufel, was die Fremden darüber dachten. Sie waren geladen mit Übermut und zu den tollsten Späßen aufgeleitet, wenn sie nach monatelanger Schinderei in der Arktis wieder Land unter den Füßen hatten.

„Die Straßen waren immer verächtlich leer, wenn wir vom Robbenfänger ‚Ringsel‘ an Land sprangen“, erzählte Kapitän Völker den Gebirgsjägern und Marineleuten. „Wir hatten aber auch eine tolle Gesellschaft an Bord, der jeder biedere Bürger tunlichst aus dem Wege ging. Es machte keinen guten Eindruck, wenn man einem Burschen begegnete, der das große Fangmesser verächtlich lose am Gürtel hatte und mit seinem klappernden Holzbein an die Gestalt aus einem Seeräuberroman erinnerte. Bei Karl Holzfuß war das der Fall. Wobei noch gesagt werden muß, daß jeder echte Robbenfänger einen Spitznamen hatte, unter dem er in allen Pelzjägerbüchern als Polarmeer bekannt war. Der richtige Name tauchte nur gelegentlich bei Polizeiverhören auf.“

Drei-Finger-Nils war als Meisterschütze bekannt und gefürchtet. Wenn er besonders guter Laune war, hatte er die nette Angewohnheit, seinen Freunden und Bekannten die Tabakspfeife aus dem Mund zu schießen. Drei-Finger-Nils war Halbblappe, in seinen Schlitzaugen lag ewiger Schalk. Der versoffenste Fänger nördlich des 66. Breitengrades war sicher Karl Glühkopf, sein Name sagt bereits genug. Es soll keine Tromsøer geben, der diesen wackeren Kämpen jemals nicht gesehen hat. Er taumelte immer mit schnapstotem Kopf umher und kam erst wieder auf See richtig zu sich.“



„Hierzu fand ich keine Worte...“ sagt der Zeichner Karlheinz Jöhn

Heimat im Herzen der Soldaten

Die feldgraue Uniform hat aus jedem Zivilisten einen Soldaten gemacht. Aber der Kämpfer in ihm ist aus dem eigenen Willen erstanden, Volk und Vaterland zu verteidigen unter selbstverständlicher Einsatzbereitschaft und, was es nötig ist, unter Hingabe des eigenen Lebens. Volk und Vaterland, das ist der allgemeine Begriff, der die Männer aus allen Berufsständen und den verschiedenen Altersklassen zu einer unlöslichen Kameradschaft im Streben und Erfüllen verknüpft. In dieses Allgemeine ist das Persönliche verflochten, das dem Kampf den besonderen Auftrieb gibt. Sind unsere Soldaten doch zugleich Sohn, Bruder, Gatte, Vater. Und auf welchem Frontabschnitt und bei welcher Waffengattung sie immer zum Angriff oder zur Verteidigung vorgehen, rüsten sie zu einem Kampf, der mit dem Volksgenossen die ihnen am nächsten stehenden Menschen schützen und sichern soll.

Der einzelne wird diese gefühlsmäßigen Zusammenhänge vermutlich gar nicht bewußt empfinden, oder er wird sie nie aussprechen und damit bekennen. Wohl aber kommt diese enge Verbundenheit von Front und Heimat in zahllosen kleinen Zügen zum sinnfälligen Ausdruck. Überbringt da ein Urlauber der Frau seines Kameraden Grüße und vielleicht ein paar Spielkarten, die in irgendeinem Bunker im feindlichen Lande gebastelt wurden, so vermisst sie mit leisem Staunen, wieviel ihr Besucher von ihr selbst, ihrem Tagesablauf, ihren Kindern weiß, hört sie, daß er nicht nur deren Namen und Kosenamen, sondern auch ihre Begabungen wie ihre kleinen Unarten kennt.

Wieviel muß ihr Mann diesem Kameraden von ihnen erzählt haben, daß sich ein so klares Bild gestalten konnte, wie es seine Fragen und Erkundigungen widerspiegeln. Solche Erkenntnis ist beglückende Bestätigung dessen was in den Briefen zuweilen in unbeobachteten Worten andeutet war. Aber sie läßt noch nicht annehmen, welchem Ausmaß grade dieses innerliche Zusammengehörigkeitsbewußtsein bei den Männern, deren Gedanken trotz körperlicher und seelischer Anspannung der täglichen Leistungserfordernisse die Angehörigen liebevoll sorgend umkreisen, die Kampfkraft stählt und den Kampfwillen verstärkt.

Wissen sie doch alle, daß es in diesem Krieg nicht um das Gegenwärtige für Deutschland und alle deutschen Menschen, sondern vor allem um das Zukunft geht. Die Zukunft, das ist wiederum für jeden verheirateten Soldaten, neben dem Allgemeinen, das Persönliche, das stellt sich ihm am eindringlichsten in seinen Kindern dar.

Sie sprechen nicht davon, wenn sie zu kurzem Urlaub heimkehren. Es bedarf zudem immer erst einer besinnlichen Weile, ehe unsere Urlauber sich zu der Stille und Regelmäßigkeit in ihrer Behandlung zurückfinden. Denn ihnen ist manches entrückt, weil was wichtig genommen wird, was draußen als völlig belanglos gilt, und Interessen an der Front nichts weiß. Solcher Umstellung und Anpassung bedarf es bei den Kindern, besonders den kleinen und kleinsten, nicht. Da ist der Kontakt sofort da, als sei er durch die räumliche Trennung und die Unterschiedlichkeit in der Betätigung gar nicht gelockert gewesen. Der Vater hat möglicherweise eine Wachstumsstufe versäumt, die Entwicklung aber hat er, gestützt auf briefliche Schilderungen, miterlebt. Darum weiß er, wie er seine Jüngsten anzupacken hat. Er spielt mit ihnen und versetzt sich in ihre Vorstellungswelt und schon ist die Verständigung herbeigeführt und volle Übereinstimmung erzielt.

An unsern Urlaubern erweist sich wiederum die Wahrheit des Nietzscheauspruchs: „In jedem Manne steckt ein Kind, und das will spielen.“ Beobachtet man sie in ihrer Selbstvergessenheit beim Spiel mit ihren Kindern, fragt man sich unwillkürlich, ob das die gleichen Männer sind, die von ihren U-Booten aus feindliche Schiffe torpedieren, im Sturmschritt in einen feindlichen Graben eindringen, um ihn zu nehmen von Flugzeug Bomben auf militärische Ziele abzuwerfen. Aber sie vermögen sichtlich das schroff Gegensatzliche ihres Verhaltens und Handelns in sich selbst zu überbrücken, indem sie jedem Teil das geben, was ihm zukommt. Hier die rückhaltlose männliche Pflichterfüllung, dort das zutiefst Menschliche ihrer väterlichen „Liebesfähigkeit“.

Das Spiel mit den Kindern gewinnt zudem die heimliche Lockung einer Wiederbelebung ver-

sunkener Erinnerungen an die eigene Kindheit, das sich Phantasie und Wirklichkeit zu mischen beginnen und die Lust am Wirken und Werken erwacht. Dieses Wissen gibt die Richtung an für das Leiten und Beschäftigen der einzelnen Altersstufen unter den Kindern, beim Spielen wie auf den gemeinsamen Spaziergängen. Für die Kinder ist der langentbehrte Vater in seiner schmucken Uniform wie ein Wunder, das sie jeden Augenblick genießen möchten, so daß sie ihm am liebsten gar nicht von der Seite wichen, um ihn immer von neuem mit ihren Wünschen und Begierlichkeiten zu beanspruchen. Wenn das streng Pädagogische solchen Liebessturm gegenüber ein wenig zurücktritt und die Mutter gelegentlich die allzu große Nachgiebigkeit scherzend und mahnend rügt, so beschwichtigt er sie wohl mit dem tröstenden Hinweis auf ihre Erzieherkunst, die solche geringen Abweichungen schon wieder ausgleichen werde.

Etwas hilfloser steht der Urlauber dem Säugling gegenüber, der, während er an der Front stand, geboren wurde. Es gehört allerdings zu den stärksten seelischen Belastungen unserer Krieger, in solchen kritischen Monaten und Wochen nicht daheim zu sein, der Frau in der entscheidenden Stunde nicht hilfreich zur Seite zu stehen und das Neugeborene nicht sofort in die Arme zu schließen. Bei seinem nächsten Urlaub erfährt er dann an sich die Glückseligkeit, dieses noch nicht gesehene und dennoch schon so vertraute Kindchen als das neue kleine Menschenwesen seiner Familie in seine Obhut und in seinen Schutz zu nehmen.

Wenn sich der Familienvater wieder in den Krieger zurückverwandelt hat, um doch beides nach wie vor in sich zu vereinen, spürt er wahrscheinlich stärker als bisher die innere und äußere Bindung, die sein Zuhause das ihm im weitesten Sinne Heimat bedeutet, um zugleich Mittelpunkt zu sein für Volk und Vaterland. Für dessen Erhaltung und Weiterentwicklung zu kämpfen mit allen Kräften seines militärischen Könnens ist ihm, wie allen seinen Kameraden, Sache heiliger Überzeugung und geistig-seelischer Bereitwilligkeit. E. R.